

Für eine Kirche, die wir lieben können
Konvent Evangelischer Theologinnen in Westfalen
in Dortmund am 12. Februar 2011
Bischöfin i.R. Bärbel Wartenberg-Potter

1. Somos uno en Christo

Wir standen festlich gekleidet am Eingang des Gottesdienstzeltes, bereit zur Prozession: Eine kleine junge dunkle Aymarafrau aus Peru, geschmückt in den bunten Farben der Indios. Sie trug die Bibel. Ich trug die Blumen. Alle trugen etwas, womit wir den Altar schmücken sollten. Jeder Gegenstand hatte sein eigenes symbolisches Gewicht: das bunte Tuch, genäht und bedruckt von lateinamerikanischen Frauen, die von Kindern regenbogengeschmückten Kerzen, die Ikone der Orthodoxen ChristInnen, die Blumen, die Bibel, die Körbe mit Mais. Gabe der Maismenschen, der indigenen Völker Lateinamerikas. Wir traten in das Gottesdienstzelt in Porto Alegre in Brasilien, wo gleich, 2006, die 9.Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen eröffnet werden sollte. Das Zelt, Symbol des wandernden Gottesvolkes, versammelte die 3000 Menschen: aus allen Teilen der Erde. Aus Australien und China, aus Indien und Mittlerem Osten, aus Ost- und Westeuropa, aus Nord- und Südamerika, von Feuerland bis Kapstadt, vom Nordpol bis zur Sahara: da saßen sie, alte und junge, Frauen, Männer, Kinder, erwartungsvoll, freundlich, festlich, voller Wiedersehensfreude oder scheuer Erwartung, bereit zum Gottesdienst.

Ich stand neben der Aymara Frau, bischöflich gekleidet. Wir blickten uns an, begrüßten uns. Aber wir konnten nicht miteinander sprechen. Sie sprach nur wenig Spanisch, ich kein Aymara. Sie sagte bescheiden. „Soy Aymara“. Ich sagte: „Soy Alemana“. Es ging nicht weiter, so sehr ich es auch mit Zeichen und Wortbrocken versuchte. Eine Aymara Christin hatte ich noch nie getroffen. Unbedingt wollte ich mit ihr kommunizieren. Es ging nicht. Sie sah meine vergeblichen Versuche und verstand meine Not. Bevor wir uns in der Prozession in Bewegung setzten, legte sie mir zart die Hand auf den Arm und sagte freundlich: **Somos uno en Christo.**

Somos uno en Christo. Seither habe ich es nicht vergessen. Dieser kleine starke Satz bindet mich seither an diese Aymara Frau, erinnert mich an das Schicksal ihres Volkes, an die „Kreuzigungen“ der indigenen Völker, die um ihre Rechte kämpfen, so zu leben wie es ihnen entspricht. Die ihr Land, die Pachamama¹ verteidigen, ihre Lebensart und Kultur. Auch ihre Religion, die sie, wie ich später im Zentrum der Indigenen Völker verstanden habe, einfach mit christlichen Elementen „angereichert“ haben, ohne ihre Ehrfurcht vor der „Pachamama“ aufzugeben.

Somos uno en Christo:Im Eröffnungsgottesdienst sangen wir das für diese Vollversammlung geschriebene Lied, lebhaft, vielstimmig. Das Band der Einheit legte sich um unsere Verschiedenheiten und machte die Kirche sichtbar, ein irdenes Gefäß, in dem der Schatz des Evangeliums getragen wird, heute von einer Aymarafrau, das Evangelium, das durch die Jahrhunderte und über die Kontinente hinweg getragen wird, das die Menschen sammelt zum Teilen des Wortes und der Gaben, des Mutes und der Hoffnung, in deren Herzen der helle

¹ Darüber habe ich 1986 ein kleines Buch geschrieben: Die Reise der Pachamama

Schein der Liebe Christi entzündet ist. Dieses Band der Einheit hielt mich seither fest gebunden: an diese Kirche, die ich lieben kann. Weil sie mich ohne Worte mit dieser kleinen Aymara Frau verbindet. Weil sie mir zeigt, dass ich Geschwister unter den Aymaras und in der ganzen Welt habe, die für Christus einstehen und aufstehen, so wie ich es in meinem Land versuche. Und dieses Wissen lässt mich nicht müde werden, für eine Kirche zu arbeiten und zu streiten, die ich lieben kann und damit für eine Welt, in der wir geschwisterlich, gerecht und schöpfungserhaltend leben können.

Lied: Somos uno

2. Mein Weg mit der Kirche

Liebe Schwestern, wir sind heute hier beisammen, um nachzudenken über eine Kirche, die wir lieben können. Was lieben Sie an Ihrer Kirche? Ist das überhaupt ein Wort, das Sie auf Kirche anwenden möchten? Vielleicht lieben wir dies und das in ihr. Vielleicht bestimmte biblische Texte. Vielleicht die Liturgie, Lieder, die Ihnen Identität und Kraft schenken; bestimmte Menschen, Vorbilder, Gottes-Lehrerinnen? Lieben wir uns selbst? Vergessen wir nicht: Wir, jede von uns, *wir* sind das Gesicht der Kirche.

Ich möchte von meinem eigenen Werdegang erzählen. Für mich hat der Weg in die Mitarbeit der Kirche so angefangen: Als ich mit dem Studium 1963 begann- ich studierte Theologie und Germanistik- interessierten mich die Inhalte, die Literatur, die Theologie. An den Beruf und die Kirche habe ich weniger gedacht. Ich hatte noch nie eine Pfarrerin auf einer Kanzel gesehen. Die gab es schlicht nicht. Es gab keine Vorbilder, keine uns ermutigenden Frauen, keine Identifikationsfiguren, keine Quotendiskussion, keine weiblichen Führungspersonlichkeiten. Wie viele Frauen hatte ich mir mein Leben als unkomfortables Doppelleben einer studierten, berufstätigen Ehefrau und Mutter vorgestellt und versucht, es zu leben. Dieser Plan endete in einem familiären Desaster.

Mein Weg in die Kirche hatte viele Brüche und Umwege. Ich war lange in meinem Leben eine Aktivistin, damals in der Anti-Apartheid-Bewegung, ja ich hatte geholfen, sie zu gründen. Ich, eine an deutschen Universitäten ausgebildete Theologin, habe in der Südafrika-Solidaritätsarbeit viele neue Entdeckungen gemacht: Dass Schwarze einen eigenen Namen haben, eine eigene Geschichte, eine eigene Kultur, vor allem aber eine eigene Würde und Hoffnung, dazu eine eigene, interessante Schwarze Theologie. Im Kampf um die Rechte und die Anerkennung der Menschenwürde der schwarzen menschen in Südafrika wuchs die Einsicht, die mir später half, auch mein eigenes Frauenschicksal neu zu betrachten. Wenn es gleiche Rechte für Schwarz und Weiß in Südafrika geben sollte, warum dann nicht auch für Frauen und Männer bei uns? Gleiche Bildungschancen, gleiche Bezahlung, gleiches Mitspracherecht, vor allem aber: das Recht, sich selbst zu definieren, einen eigenen Namen zu haben, eine eigene Kultur zu leben und auf eigene Weise beten zu dürfen. Dazu gehört auch, dass wir die Bibel neu lesen, in neuen Übersetzungen. Dass wir eigene theologische Gedanken entwickeln, eine eigene Deutungshoheit, die nicht nur nachbetet. Dass wir eigene Vorstellungen von Kirchesein entwickeln und eine eigene Identität einbringen.

Gerade erscheint ein Buch mit dem Titel „**Die Feigheit der Frauen**“. Die Autorin Bascha Mika, frühere Chefredakteurin der TAZ, spricht darin über „die Feigheit der Frauen“, die sich zu oft den Gegebenheiten der Strukturen, den Vorgaben ihrer männlichen Partner, dem auch ihnen noch innewohnenden traditionellen Rollenbild ergeben anstatt für wirkliche Partnerschaften auf Augenhöhe zu kämpfen und Auseinandersetzungen in Kauf zu nehmen, die mit Liebesentzug bedroht werden, mühsam und oft schmerzhaft, wie es ist.

Ich kenne diese Feigheit. Ich habe sie nie so genannt. Ich konnte z.B. nicht so zielstrebig wie andere Frauen eine Karriere verfolgen und aufbauen. Ich habe viel gekämpft, aber auch vieles hingenommen. Ich habe mich auf den Spielwiesen der Frauen getummelt. An dem Tag, an dem ich ins Bischöfinnenamt gewählt wurde, war ich irgendwie aufgeregt und zugleich eigentümlich gleichgültig, eben ambivalent. Ich sagte mir: Dieser Tag kann nur gut ausgehen, entweder sie wählen mich, dann werde ich Bischöfin. Oder sie wählen mich nicht: Dann muss ich es nicht machen. Ich hatte auch keine Presseerklärung in der Tasche, um mein öffentliches Leben gut zu starten. Ich habe in diesen sieben Jahren im Bischöfinnenamt auch viele Federn gelassen. Gott sei Dank musste ich nicht zurückzutreten. Und habe diese Zeit heil überstanden. Ich sage dazu: „Wir Frauen üben noch, dem Aufstieg und dem Umgang mit Macht und Verantwortung gerecht zu werden“. Ich weiß, dass viele „Theas“ entmutigt sind durch die Rücktritte der Bischöfinnen. Ich ermutige Sie dennoch: „Macht Eure Fehler. Wir haben noch 2000 Jahre Fehlermachen zu gut.“ Feigheit kenne ich auch in der Gestalt, dass ich mich manchmal nur halbherzig und unwillig der Gestaltung der Strukturen gewidmet habe, von denen doch so viel abhängt im Blick auf die Zukunft, auf eine Kirche, die wir lieben können. Feigheit, auch die finanzielle und strukturelle Umgestaltung der Volkskirche mutiger anzupacken. Feigheit auch, das Thema „Das (fehlende) Miteinander von Frauen in Leitungssämtern“ mutiger anzusprechen. Ja, es braucht Mut, authentisch und wahrhaftig zu sein, auch in unserem Dienst. Solchen Mut brauche ich auch heute, um vor Ihnen das zu sagen, was ich sagen will.

3. Gewissheiten

Wenn ich hier von der Kirche spreche, dann in diesem Sinn: **Wir sind Kirche**, wir miteinander. Nicht ihre soziale Gestalt muss geliebt sein, nicht ihre Strukturen und Verordnung. Das alles ist notwendig, manchmal wie Krücken. Wir müssen die Bischöfin, die OberkirchenrätInnen und Präses, die Superintendenten und Vorgesetzten nicht lieben. **Wir** alle prägen das Bild von Kirche, auch ihre Sozialgestalt, wir prägen sie mit. Wir sind, jede einzelne von uns, ein Stück Visitenkarte, Gestalterinnen. Wir wollen sie so gestalten, dass wir und die uns Nachfolgenden authentische PfarrerInnen sein können. **Wir sind Kirche.** Dies ist auch ein Tag, an dem wir unsere Selbstliebe bekräftigen in diesem Beruf. **Somos ecclesia.**

Es gibt für mich **ein paar Gewissheiten**, die ich aussprechen möchte.

- **Gewissheit Nr. 1: Die Menschen brauchen uns.** Sie brauchen geistliche Begleitung, Empathie, Nähe und Trost, Seelsorge und Leibsorge, Worte und Lieder. Schwer ist es, dies ehrlich und nicht entfremdet zu tun, und ich habe es als Pfarrerin und Bischöfin erlebt, wie schwierig es ist. Und muss auch die Irritation hören, die der scharfsichtige Kurt Marti, der gerade 90. Jahre alt wurde, so artikuliert:

*Die Glocken dröhnten ihren vollsten Ton
Und Photographen stehen knipsend krumm.
Es braust der Hochzeitsmarsch von Mendelsohn
Der Pfarrer kommt! Mit ihm das Christentum.
(...) Sanft wie im Kino surrt die Liturgie
Zum Fest von Kapital und Eleganz.
Nur einer flüstert leise: „Blasphemie!“
Der Herr. Allein, ihn überhört man ganz.“*

- **Gewissheit Nr. 2: Die Menschen brauchen uns** und wir selbst brauchen die Menschen, **das Volk Gottes**, damit *wir wir* sein können als Pastorinnen und miteinander auf der Gott-Suche bleiben. Wir und sie, miteinander, brauchen in unserer

Zeit volkskirchlicher Unschärfe **die prophetische Schärfe der SeherInnen**, damit wir und sie, die uns vertrauen, Orientierung finden im Dickicht der multiple choice Gesellschaft. Inmitten des Pluralismus, in dem Menschen wählen wollen und „bedient“ sein wollen. Wir brauchen **das gesprochene, mutige, widerständige Wort**, die gegenseitige Ermutigung, die uns zum Widerspruch um des Evangeliums willen befähigt in der Gemeinschaft der Heiligen, die wir sind, jede von uns, in der säkularen, theologisch unklaren, Gott-fernen Zeit. Noch einmal der klarsichtige Kurt Marti

*Was, ach, ist Atheismus
verglichen mit der Nähe
einer geselligen Gottheit,
die im Menschen,
dem gewagtesten,
gefährlichsten ihrer Geschöpfe
auch scheitern kann?*

..
*Du, ich, wer immer
Ort seines erhofften Gelingens.
Ort Seines gefürchteten Scheiterns.
Uns suchend näher
Als wir uns selber.
Wer faßt's?*

- **Gewissheit Nr. 3:** Wir stehen **in einer langen Kette unverbrauchter Hoffnung**. Ja, unverbraucht! Wir halten die Kette, die von unzähligen ZeugInnen des Glaubens an Christus gehalten wird durch die Jahrhunderte. Sie rechnen mit uns. Sie haben uns diese Kette in die Hand gelegt. Wir sind unverzichtbare Glieder. Wir lernen von ihnen, **Sinn zu finden und Sinn zu stiften**. Wir versuchen mit anderen glaubwürdig zu leben: Wie man und frau nach einem Scheitern aufstehen kann. Wie frau Frieden stiften kann. Wie wir um die Wahrheit streiten können. Wie wir dem Tod in seinen vielfältigen Formen, wie der Verführung durch den „consumismo“ widerstehen und für das gute gerechte Leben aller aufstehen können.

Dazu brauchen wir die **Gemeinschaft der Gläubigen, die Weg-Gemeinschaft, die Ekklesia**, die sich gegenseitig orientiert und ermutigt. Wir sind dazu da in unserem Beruf zu helfen, **Sinn zu stiften** und in **Gemeinschaft zu leben** und die Kette der unverbrauchten Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde zu halten, in denen Gerechtigkeit wohnt – auf einer so verbrauchten, blutbesudelten Erde.

- **Gewissheit Nr. 4 Die Kirche ist das Gefäß, durch das wir einander das Wasser des Lebens reichen.** Oft verschütten, vergeuden, verschleudern wir es. Aber wir reichen es doch weiter, in angemessenen Strukturen, um die es zu kämpfen gilt. Viel Eifer wird heutzutage investiert, den Ort der Kirche „auf dem Markt der Sinnangebote“ zu beschreiben und zu identifizieren. Ja, der Markt ist inzwischen – schon oft beklagt- zum Parameter allen Lebens geworden, zu einem veritablen Götzen. Besonders beliebt ist dabei die Sprache der Organisationssoziologie. Wenn man sich dieser Perspektive beugt, beginnt mit dieser Sprache auch der Geist des Managements und des Marktes in unsere Köpfe einzuziehen. Dann befinden wir uns plötzlich wirklich auf dem Markt, sind Markt-Frauen, Markt- SchreierInnen. Dann bestimmen Angebot und Nachfrage unser Dasein. Wir haben anspruchsvolle KundInnen mit sehr bestimmten Wünschen, deren Befriedigung unsere erste Aufgabe zu sein scheint. Wir

tätigen das „Kerngeschäft“. Wir bieten das Evangelium marktgängig sortiert als Ware an und unsere Seelsorge als Dienstleistung. Plötzlich finden wir uns vor in der Konkurrenz zu anderen Religionen und Weltanschauungen. Wir grämen uns über verlorene Marktanteile. Wir müssen die „Qualität“ unserer – horriblie dictu_ „Produkte“, z.B. des Gottesdienstes verbessern.² Wir schielen nach dem Wachstum, zählen ängstlich die GottesdienstbesucherInnen und das Geld, feilschen und streben nach dem „Wachsten gegen den Trend.“ Unsere Unterwerfung unter das Paradigma des Marktes bewirkt eine **noch demoralisierendere Ökonomisierung aller Lebensbereiche**, weil sogar das Heiligste auf den Markt getragen wird.

Freilich darf man den Blick auf die Kinder der Welt werfen, man darf und muss von ihnen lernen. Aber um das Linsengericht scheinbarer Markt-Modernität doch nicht das Evangelium „verkaufen“. Nichts hat die Botschaft der Kirche mit dem Markt gemeinsam: Gegen die **Machbarkeit**, „das Verkaufen“ verkündet sie die **Unverfügbarkeit** und das Geschenk des Lebens, gegen **Konkurrenz und Eigennutz** hält sie die **Nächstenliebe und Solidarität**; gegen die **Kontrolle** (in der Soft-Version „controlling“) setzt sie auf das **Vertrauen**.

Die Kirche ist das Gefäß, in dem wir einander das Wasser des Lebens reichen. Beobachten wir unsere Sprache: Wie vieles von dem, was wir sagen, macht die anderen **zu Objekten**, denen wir etwas „anbieten“, etwas „verkaufen“, selbst wenn wir sie „einladen“ oder „mitnehmen“. Da ist so ein gefährliches Gefälle von den Habenden zu den Nicht-Habenden. **Die Kirche ist das Gefäß, in dem wir einander das Wasser des Lebens reichen**, in welcher Funktion auch immer. Die Botschaft gilt immer zuerst uns selbst und sie befähigt uns und andere, immer neu in die Nachfolge zu treten, authentisch zu leben, in Wort und Tat Zeugnis abzulegen und immer neu die Gegenwart Gottes in unserem Leben zu suchen.

- **Gewissheit Nr. 5: Es gibt einen Inhalt, der in diesem Gefäß gehalten wird**, einen, bei aller Pluralität, erkennbaren unterscheidbaren Inhalt, einen Schatz, für den wir einstehen, den es seit Jahrtausenden in der Menschheitsgeschichte gibt und der nicht fragen muss: „Was wollen die Menschen haben.“ Das ist nicht fundamentalistisch, sondern gegründet auf einem Fundament. Es geht um einen Inhalt. Und dann um die Form, die Gestalt. Seltsam, dass man das heute sagen muss. Muss man aber angesichts solcher Sätze wie: *„...ist eine Verständigung darüber nötig, was zum Grundbestand zentraler biblischer Texte, wichtiger evangelischer Lieder gehört und welches katechismusartige Wissen über Gottesdienst und Gebet, über Glaubensbekenntnis und Gebot jedem evangelischen Christen zu Gebote stehen sollten“*³ Manchmal denke ich, wir wissen gar nicht mehr, wozu wir all die feinen Sachen lernen: Liturgische Präsenz, Seelsorgepraxis, Predigtsprache, Konfirmanden begeistern. Wofür begeistern wir die KonfirmandInnen eigentlich ?

Am Beginn der Kirche war es die Attraktivität der ersten Gemeinden, dass sie eine **Gemeinschaft der Gleichwertigen waren**. Die Menschen der Urgemeinde erlebten, dass da nicht mehr Jude noch Grieche, nicht mehr HerrInnen noch SklavInnen, nicht mehr Frausein noch Mannsein die Würde eines Menschen festlegten, sondern alle in Gottes Augen gleich viel wert waren, indem sie dem nachfolgten, der in Liebe Gerechtigkeit und Hingabe gelebt hatte und dies unauslöschbar in die Geschichte der

² Wilfried Behr, Innere Pluralität, Zur Rekonstruktion einiger Grundbegriffe im EKD Papier „Kirche der Freiheit“ Deutsches Pfarrerbblatt 1/2011, 14-18

³ „Kirche der Freiheit“. zitiert bei Behr, 18

Menschheit eingezeichnet hat. Auf diese Zukunft hofften sie. Um diese Kirche zu sein, brauchen wir nur einen Tisch, Brot und Wein und das Wort Gottes. Mehr brauchen wir letztlich nicht. Das ist auch nicht vermarktbar. Wie immer wir unser Leben im öffentlichen Raum gestalten: es wird unsere unangestregte Authentizität, unsere Hingabe, unsere Glaubwürdigkeit, unsere Treue zur Sache, auch wenn sie uns etwas kostet und die Großherzigkeit Gottes **mit uns, in uns und durch uns** sein, die zu den Menschen spricht. Wir sind das Gesicht der Kirche. Und als solche sind wir eins in Christus. **Somos uno en Christo.**

Lied: Somos uno

4. Kontexte

Ich habe in der ökumenischen Bewegung gelernt, immer nach dem **Kontext** zu fragen, in dem wir das Zeugnis des Evangeliums ablegen. Unter welchen Bedingungen, in welcher Geschichte, mit welchen Möglichkeiten, mit welchen Einschränkungen, Bedrohungen? Welche Bürde haben wir zu tragen? Welche Hoffnungen beflügeln uns? Was ist der Schrei der Menschen? Was hat die Stunde geschlagen?

Kirchlicher Kontext:

Kann man eine Kirche lieben, die beschäftigt ist mit Personalmangel, Sparzwang, Erstarren evangelikaler Gruppierungen, der ewigen Debatte um gleichgeschlechtliche Partnerschaften im Pfarrhaus, Pfarrbild, Reformbestrebungen, EKD-Profil-Debatte (Kirche der Freiheit). Sie beschäftigt sich damit, wie viel Vielfalt unter dem Dach der heutigen Volkskirche Platz hat. Frauen beschäftigen sich damit, wie sie mit Rivalität und Konkurrenz offen umgehen können; wie wir eine neue, auch Frauenidentität stärkende Sprache in der Liturgie schaffen können. Wie wir Abschied von der flächendeckenden Versorgung der Volkskirche nehmen. Ist die Kirche mehr als ein Dachverband? Wie vergewissern wir uns der biblischen Grundlage für unser Sein und Tun? Wie bringen wir Familie und Beruf in Einklang, ohne es zu einem individuellen Problem zu machen. So hat es mir (die Frauenwerksreferentin) Britta Jüngst aufgelistet. Es ist klar, dass diese volle Agenda uns mehr als beschäftigt hält. Es sind lauter Baustellen, die zunächst wenig nach Freude und Aufbruch aussehen.

Eine der wichtigsten Aussagen zum Thema Kirche ist es, sich vor Augen zu halten, dass die Kirche **nicht um ihrer selbst willen** da ist. Sie ist das irdene Gefäß, das den Schatz enthält. 2.Kor 4,7. Deshalb ist sie kein Verein zur Brauchtumpflege. Sie ist kein Museum. Sie ist kein Gesangsverein, keine Suppenküche, kein Kulturbetrieb, kein Diakonieverein und für was man sie sonst noch alles halten könnte.

Gleichwohl: ein Freund erzählte mir von einem Gottesdienst, der unter der Frage: „**Wo begegnen wir Christus?**“ stand und in dem über Matthäus 25 gepredigt wurde. „Ich war nackt- und ihr habt mich gekleidet. Ich war krank und ihr habt mich besucht...“ Nach der Predigt sagte eine Frau: „Wenn das stimmt, dann sind wir ja hier (in der Kirche) am falschen Ort.“ Ich möchte damit keine Diskussion um den Stellenwert des Gottesdienstes eröffnen, sondern die Frage pointieren: In welchem Kontext leben und sprechen wir als Kirche, als Pfarrerinnen dieser Kirche?

Kontext unserer Welt

In diesen Wochen und Monaten hören wir viel über die Vergiftung der Menschen durch Dioxin und die Vergiftung der Tiere, der Hühner, der Schweine und wer sonst noch alles

vergiftet wird. Dieser erneute Skandal, zusammen mit den Erfahrungen von Wirbelstürmen, Regenfluten, Feuersbränden, Artensterben machen sichtbar, dass wir heute vor der unleugbaren und präzedenzlosen Tatsache stehen, dass der Planet Erde, unser Zuhause, sich in einem möglicherweise *unwiderruflichen Zerstörungsprozess* befindet.

Die meisten, auch ich, habe das Thema Schöpfungsbewahrung lange Zeit einfach zu den anderen hinzu addiert. Noch eine Baustelle! Heute sehe ich, dass es **nicht nur eine Baustelle unter anderen** ist, sondern **die ganze Architektur in Frage stellt**.

Wir leben als Christinnen und Töchter der Reformation, als Frauen, in einem der reichsten Länder der Erde. Wir müssen uns der Frage stellen: Wie ist es soweit gekommen? Welche Verantwortung, welche Möglichkeiten haben wir als Christenmenschen, dem Willen Gottes gemäß schöpfungsgerecht zu denken und zu leben. Was ist die „Gute Botschaft“? Gibt es für solches, am Kontext der heutigen Situation orientiertes Nachdenken genügend Raum in unserem Gefühls- und Gedanken-Haushalt, mehr und vor allem in unserer Theologie, Liturgie und Kirche? Oder werden unsere Nachfahren, die das auslöffeln müssen, auch uns fragen: Warum habt ihr denn damals nichts dagegen getan?

Leonardo Boff – einer der noch nicht zahlreichen Ökotheologen - meint, dass „unter der Herrschaft der instrumentell-analytischen Vernunft der Neuzeit (die Erde) als ein totes Objekt ohne Verstand betrachtet (wurde), das dem Menschen übereignet ist, damit dieser seinen Herrschaftswillen ausleben und sowohl schöpferisch als auch zerstörerisch in ihre Zusammenhänge eingreifen könne.“ Dazu sahen sich die Menschen im abendländischen Kulturkreis, besonders der männliche Mensch, legitimiert durch eine kontextlose und deshalb falsche Auslegung des Schöpfungsauftrags der Bibel, sich der Erde zu „bemächtigen“ und die (wildem, ungezähmten) Tiere „niederzuzwingen“, d.h in Gebrauch zu nehmen, indem man ihnen das Joch auferlegte (Gen 1,28, Bibel in Gerechter Sprache). Am Beginn der bäuerlichen Lebensweise vor 3000 Jahren war dies eine Ermöglichung des Lebens. Heute führt dieses Bemächtigen, wörtlich genommen, zur Zerstörung des Lebens.

Das herrschende Paradigma der Neuzeit aber ist eben die Dominanz, das Beherrschen von Materie, Ressourcen, Kontinenten, Meeren, Weltraum und der Menschen. Dieser Text wurde oft zur Legitimierung des menschlichen Herrschaftsstrebens herangezogen. Hierarchische Strukturen und feudale Verhältnisse („Herren und Knechte“) z.B. drücken diese Beherrschungsverhältnisse aus. Die immer größeren Beherrschungsmöglichkeiten der Neu- und Jetzt-Zeit haben zu der globale Krise geführt.

Die Übersetzung und Deutung des Schöpfungsauftrags, sich die Erde „untertan“ zu machen (das ist Herrschaftssprache), verdunkelt und verdeckt, dass es sich um die Erlaubnis zum In-Gebrauchnehmen der Tiere handelt, die mit der Verantwortung und Achtung des fremden Lebens verbunden ist, wie es in der Sabbat Tradition niedergelegt ist, die ausdrücklich die Erde und die Tiere in die Ruhe einbezieht.. Das Herrschaftsparadigma hat den Beherrschungsgedanken verselbstständigt und in diesem Sinn auch seine Wirkungsgeschichte entfaltet.

Herrschen, Dominanz also als Leit-Paradigma von Kultur, Wissenschaft, Ökonomie, Politik, vermehrt noch durch die Möglichkeiten der Globalisierung. Dominanz enthält qua Definition auch das Element der Gewalt (und sei es verbale).Ihre bis heute gesellschaftlich akzeptierten Ausdrucksformen sind Vorteilnahme, Konkurrenz, Kontrolle und Unterwerfung.

In diesem Kontext gilt es nachzudenken, wie unsere Botschaft von Gottes befreiendem Handeln artikuliert werden kann. Wie sprechen wir über Gott, über Rettung, Befreiung, Heil und Heilung, Sünde und Vergebung, Rechtfertigung? Wie über die Mächte und Gewalten? Das einseitig verstandene Dominanzparadigma wird in der christlichen Theologie noch weiter tradiert.

Das Bild vom „Herrschen Gottes“ ist stark ausgeprägt in den uns geläufigen Texten und Übersetzungen.

*Herr, unser Herrscher,
wie herrlich ist dein Name in allen Landen,
der Du Hoheit zeigst am Himmel. Ps.8,2*

Der Psalm artikuliert aber auch zugleich den Widerspruch gegen das Dominanzparadigma.

*Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge
hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen,
dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen (Luther)*

*Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob,
deinen Gegnern zum Trotz;
deine Feinde und Widersacher müssen verstummen.
(Einheitsübersetzung)*

*Aus dem Munde von Kindern und Säuglingen
Hast du eine Macht geschaffen gegen alle,
die dich bedrängen, auf dass Feindschaft und Rache verstummen.
(Bibel in gerechter Sprache)*

Das Herrschaftsparadigma führte zur Herrschaft der Menschen über die Tiere, Männern über die Frauen, Starken über die Schwachen, Kolonialherren über Kolonialvölker, Wissenschaft über die Natur, Ökonomie über Politik und Religion.

Heute geht es nicht um die Erweiterung des Lebensraumes, sondern um das Bewahren des Lebens, um die zerstörungsfreie, von Vertrauen getragene Koexistenz aller Lebewesen, deren Existenz der Gott des Lebens will und die Gott alle im evolutionären Prozess geschaffen hat in Jahrmillionen.

Die Verselbstständigung oder Abspaltung des Dominanz-Denkens vom Verantwortungsdenken ist durch Auslegungen der christlichen Botschaft gefördert worden. Bis heute ist es ein dominantes Sprachbild, auch wenn die Herrschaft Gottes als Korrektiv zu menschlichem Herrschaftsmißbrauch und dessen Umkehrung verstanden wird. In den Kirchen halten wir in der Weise daran fest, dass unsere spirituelle Sprache das Bild des HERRN und Herrschers und der Beherrschung nutzt, ja einübt (siehe Ps 8 Übersetzung, in der Lutherübersetzung vertilgt der Herrscher den Feind.) und den Herrschaftsanspruch der Menschen spiegelbildlich, analog dazu versteht. Welche Chance und welcher Beitrag wäre es, uns in eine neue Sprache einzuüben, (Erinnerung: Gottes Name, das Tetragramm, bedeutet nicht HERR, sondern ICH BIN DA) die nicht nur Frauen und Männern gerechter wird, sondern die uns vergewissert, dass Gott die Quelle und Erhalterin des Lebens ist. Und dass das Leben in einer wunderbaren Interdependenz verwoben ist - es wird heute von „Gaia“ gesprochen - die Gott mit Empathie

und Mitleidenschaft erhält und uns in dieser bedrohten Welt-Zeit dazu in die Pflicht nimmt. Gott ruft uns wie vor Jahrtausenden zu: „Wählt das Leben.“

Der Träger des alternativen Nobelpreises Hans Peter Dürr sagt, dass die Natur uns Menschen keine Sonderbehandlung gewähren wird nur weil wir uns als die „Krone der Schöpfung“ betrachten. „Sie wird den Menschen vielmehr – wie alle anderen Spezies vor ihm, die sich nicht erfolgreich ins kreative Plussummenspiel der Schöpfung einklinken konnten- **einfach langfristig aus der Evolution entlassen**“

Zu der menschlichen Möglichkeit, die Zerstörung unserer Lebensräume und –ressourcen, die wir mit den ungebremsten Wachstumsparolen stolz vorantreiben, zu korrigieren, sind wir heute als Frauen, als Menschen der Kirche gerufen, wenn wir dem Gott des Lebens dienen. Das neue, eigentlich alte, biblische Paradigma, das der „Liebe zur Macht“ die „Macht der Liebe“ entgegensetzt, (die allein Gott „repräsentiert“) sucht eine neue Sprache, die den Gedanken der Lebensdienlichkeit, des Bewahrens und Leben-Hervorbringens artikuliert. Die Theologie hat auf das neuzeitlich-wissenschaftliche Weltbild mit der Entmythologisierung geantwortet. Sie muss auf die Krise des Planeten Erde mit der Überwindung des Beherrschungsgedankens im Gottesbild antworten. Zum Beispiel der Versuch, an die Stelle der Begrifflichkeit des „Herrschens“ den Begriff „Walten“ setzen: Gottes Walten in der Welt, in der Schöpfung, in uns, durch uns, über uns. Da entstehen andere Bilder. Vor allen Dingen wird das Element von Gewalt, Zwang und Willkür im Gottesbild gemindert oder gar aufgegeben. Dennoch bleibt die Macht Gottes artikuliert:

Denn deine Gnade und Wahrheit walten über uns. Ps 117,2(Luther)

oder:

Wenn der Geist dessen, der Christus von den Toten auferweckt hat, in euch waltet (Luther: wohnt), so wird er eure sterblichen Leiber lebendig machen. Röm 8,11

Dennoch oder erst recht gilt: Die Erde gehört Gott, aber auf andere als dominante, unterwerfende Weise. Gott durchwaltet das Universum mit der Macht der lebensschaffenden Liebe.

Die geistliche Aufgabe für uns heißt heute: Mensch, werde Mit-Geschöpf. Du bist nicht geschaffen, um alles zu beherrschen. Lebe im Frieden mit der Erde, nicht auf Kosten der Tiere, der Pflanzen, der Elemente. Sie sind deine Geschwister. Entledige dich der Krone der Schöpfung. Tritt aus dem stolzen Mittelpunkt der Theologie heraus. Heilige das ganze Leben. Gott wohnt in ihm, *durchwaltet es*. Lebe in sakramentaler Achtung. Tu dies um deiner selbst willen, damit die Evolution dich nicht entlässt. Gott gibt uns immer die Chance, umzukehren. Heute ist unsere Chance.

Somos uno in Christo. Der Satz der kleinen Aymara Frau in Porto Alegre hilft mir auf diesem Hintergrund noch einmal auf ganz andere Weise. Der Christus, an den sie denkt, ist der *kosmischer Christus (Kol 1,15-20)*, der – wie die Pachamama der Indios, alles Geschaffene umfasst, schützt, belebt, eben *durchwaltet*. Die Aymaras in Lateinamerika haben in ihrer Naturreligion die ökologische Weisheit und natürliche Ehrfurcht vor der Erde bewahrt, die wir in allen Religionen wieder aufrichten müssten.⁴ Die Aymara Frau bringt in die gemeinsame Kirche diesen überlebenswichtigen Gedanken aus ihrem theologischen

⁴ Jürgen Moltmann, Eine gemeinsame Religion der Erde, Weltreligionen in ökologischer Perspektive, Ökumenische Rundschau 1/ 2011, 18-29

Universum mit und öffnet mir und uns die Augen dafür. Eine wirkliche Schwester im Glauben.

5. Für eine Kirche, die wir lieben können - 8 Sätze zum Diskutieren

1. Die Kirche ist ein Ort des Trostes, eine Herberge. Sie ist eine Anwältin der Gnade und eine Agentin der Gerechtigkeit. Sie macht uns zu aufrechten und authentischen Menschen, Frauen und Männern.

2. Sie führt uns in die Nachfolge Christi. Sie ist ein Ort der Stärkung und des Feierns zwischen verschiedenen Generationen - vergisst die Kinder nicht - und Schichten, zwischen Geschlechtern, Rassen und Nationen.

3. Sie beherbergt den Reichtum der biblischen Bilder und Traditionen, die Vision eines neuen Himmels und einer neuen Erde, ermöglicht eine lebendige Begegnung mit Gott und Christus, den wir in der Vielfalt der Namen nennen dürfen. Ohne dies verdorren wir und bleiben der Gesellschaft das Brot des Lebens schuldig.

4. Kirche kann heute nur noch ökumenisch und in weltweiter Verbundenheit stattfinden. Sie überwindet die parochiale Gefangenschaft der Gewissen und ist bereit, im Konflikt zu lernen und ihr Gewissen von den patriarchalen Voreingenommenheiten zu reinigen.

5. Sie sucht neue Formen der Spiritualität. Maßstab christlichen Glaubens ist das „Leben nach der Gerechtigkeit“- die Orthopraxie. Sie achtet die biblischen Gebote als Schutzbestimmungen für Menschen, vor allem die Leidenden und die ganze Schöpfung. Sie lebt gewaltlos in Wort und Tat.

6. Sie stiftet Gemeinschaft, die nicht von Abhängigkeit und Paternalismus, sondern vom Geist des Teilens und Verstehens geprägt ist. Sie führt das Gespräch mit den anderen Religionen. Sie ist ein Raum der Erinnerung an geglücktes, gerechtes Leben und erhebt, wo immer es verletzt wird, auch selbstkritisch in prophetischer Kraft ihre Stimme.

7. Für eine gelingende Zukunft braucht sie beizeiten „neue Modelle der Finanzierung, Abschied vom Wohlstand, vom Beamtentum und der Bürokratie, langfristige Pläne zum Abbau der karitativen Überfrachtung, Verzicht auf manches staatlich garantierte Privileg und Mut zur Mystik. Und sie muss Abschied vom Patriarchat nehmen.⁵

8. Die Kirche erkennt und bekennt heute unmissverständlich den Beitrag, den Theologie und Liturgie zum Paradigma der Dominanz geleistet haben und noch leisten und nimmt hoffenden Herzens Abstand von der mit dem Beherrschungsdenken einhergehenden Schöpfungszerstörung. Sie entäußert sich aller Herrschaftssprache, setzt alle ihre Bildungs- und Öffentlichkeitsmöglichkeiten ein, um für das Überleben des Planeten als Lebensraum für Menschen Tiere und Pflanzen zu kämpfen; sie fördert den notwendigen Mentalitätswechsel mit all ihren Mitteln und handelt selbst danach. Denn die Erde gehört Gott (Ps 24,1) und nicht den Menschen.

Bärbel Wartenberg-Potter, **Mit-Leidenschaft**, Geistliche Mut- Mahn- und Trostreden einer ökumenischen Bischöfin, 2010, 148, ergänzt durch These 8

⁵ ZEIT-Dossier vom 11. 2. 1994.

